

„Mit alle Heiltümer helfen, Jungfrau; es muß das richtige Heiltum sein, Jungfrau, das richtige.“

„O Kunne, hilf mir —!“

„Ich —?“

Nachdenklich stand die Alte. Angstvoll starrte das Kind auf ihr braunes Gesicht.

„Der gnädige Herr hat eines, Jungfer, ich weiß. Habt Ihr noch nie vom Casteller Heiltum gehört?“ sagte sie endlich zögernd.

„Noch nie, Kunne,“ flüsterte Michiza.

„Wer's trägt, der ist aus aller Not,“ murmelte die Alte geheimnisvoll. „Es macht ihn fest gegen Hieb und hart gegen Stich. In einer kostbaren Truhe verwahrt's der gnädige Herr. Es ist in Seide gebettet. Und er wird's herausnehmen in diesen Tagen und wird's einem von den Jungherrn geben, und der eine wird's tragen —“

„Der eine —!“ flüsterte Michiza mit schmerzlich verzogenem Antlitz. „Und alle die andern?“

„Ich muß nun gehen,“ sagte die Alte. „Und ich will mich besinnen,“ setzte sie mitleidig hinzu. „Es wird mir schon etwas einfallen, Jungfrau.“

„O gelt, Kunne!“

Mit gefalteten Händen stand das Kind allein im Gemach. Die schlurfenden Schritte der Alten verflangen auf den knarrenden Brettern des Wehrganges. Tief auf seufzte das Kind, rückte einen Schemel zurecht und begann zu zupfen. Und suchte

rannen die Tränen über das Gesichtlein und tropften auf die schneeweiße Leinwand herab.

Sechstes Kapitel

„Das Heiltum!“ sprach Michiza ganz laut vor sich hin, schreckte beim Klange der eignen Stimme zusammen und sah sich um. —

Eifrig zupfte sie, stärker flossen die Tränen.

Da kamen aus der Ferne schwere Tritte: Sporen klirrten über die ächzenden Bretter des Wehrganges.

Das Kind fuhr empor, warf die zerzupfte Leinwand auf den Tisch, steckte die Hände ins Wasserbecken und nähte hastig seine rotgeweinten Augen.

Die Schritte kamen näher, und ratlos blickte Michiza in der Kammer umher.

In der Ecke neben der offenen Tür hingen, an langen Schnüren aufgereiht, große Zwiebeln herab, dicht nebeneinander, anzusehen wie ein Vorhang. Da griff das Kind nach einem Messer, huschte in die Ecke hinter den Vorhang, riß eine Zwiebel ab und begann sie zu zerschneiden.

Vor der rundbogigen Türöffnung stand der Jüngste des Hauses Castell, barhäuptig, aber gewappnet vom Scheitel bis zur Sohle, staubbedeckt, wie er vom Buhurd gekommen war.

„Chizza!“ rief er, bückte sich und spähte hinein.

Regungslos stand die Kleine hinter dem Vorhang und schnitt mit zitternder Hand an ihrer Zwiebel.

„Chizza!“ rief er zum zweitenmal und trat über die Schwelle in das sonnige Gemach.

Leise bewegten sich die Zwiebeln an ihren Schnüren. „Aber da bist du ja —! Warum sagst du denn nichts?“ Klirrend ging er gegen die Ecke.

Nichiza schlüpfte hervor, hielt in der Linken die Zwiebel und in der Rechten das Messer und murmelte mit niedergeschlagenen Augen: „Du bist's — Friedel?“

Er fuhr mit den gespreizten Fingern durch seine feuchten Locken und starrte ratlos auf das Jungfräulein. „Aber — was stehst du denn am hellen Abend da hinten und flennst?“

Krampfhaft schlossen sich ihre Hände um Zwiebel und Messergriff, und trotzig, mit abgewandtem Gesichte, stieß sie hervor: „Die dummen — die dummen Zwiebeln treiben einem das Wasser in die Augen — — das kannst du doch wissen?“

„So leg die Zwiebel weg und gib mir die Hand!“ sagte er.

Mit zögernden Schritten ging sie an den Tisch, legte die Zwiebel darauf, begann mit dem Messer in das harte Holz zu bohren und zeigte dem Knaben beharrlich den Rücken.

„Du wirst die Spitze verderben,“ äußerte sich Jung-Friedel in belehrendem Tone.

Da senkte sie den Kopf tief auf die Brust, stampfte zornig und bohrte weiter. „Du aber — du sprichst

immer mit mir — immer mit mir, als wär' ich — als wär' ich ein Pöppelkind!“

„Dumme Chizza!“ sagte er gutmütig und kam näher.

„Und ich bin aber doch keines!“ rief sie stampfend mit halberstickter Stimme, wandte das dunkelrote Gesicht einen Augenblick über die Schulter und bohrte weiter.

„Liebe, dumme Chizza,“ sagte er nun ganz dicht hinter ihr. „Abschied möcht' ich nehmen. Die Kunne hat mir's verraten, daß du heroben bist — hörst du, Chizza? Übermorgen — du weißt doch — übermorgen reisen wir. Hörst du? Wer weiß, ob ich dich morgen noch einmal — ob ich dich allein sehe? Da — da möcht' ich dir heut schon die Hand geben zum Abschied.“

Klirrend fiel das Messer auf die Tischplatte; Nichiza schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte laut auf.

Ratlos stand der lange Junge und zerrte an den flaumigen, weißblonden Härchen seiner Oberlippe.

Vor ihm stand das Kind mit abgewandtem Gesichte und schluchzte, daß es bebte. Und wiederum versuchte es zu stampfen; aber das wollte ihm nicht mehr gelingen. Unverständliche Laute kamen von den zitternden Lippen.

„Ich versteh' nicht,“ sagte Jung-Friedel und legte schüchtern die Hand auf ihre Schulter. Hestig stieß

ihn Michiza mit dem Ellbogen zurück und schluchzte:
„Die dumme, dumme Zwiebel, die dumme!“

Ein frohes Lächeln ging über das Gesicht des Gewappneten. Er kreuzte seine Hände über dem Rücken, er neigte sich nach vorn und flüsterte nahe an dem brennroten Ohrchen der kleinen Dame:
„Ist dir's ein wenig leid um mich, sag doch, Michiza?“

Krampfhaft preßte sie die Finger ans Gesicht, schüttelte den Kopf und murzte: „Kein — bißel —!“

Nun legte der Junge behutsam den linken Arm um ihre Hüfte.

Ein Zittern lief über ihre Glieder. Doch sie ließ sich's gefallen und begann nur wieder leise zu weinen.

Sachte streichelte seine Rechte ihr lockiges Haar und die Hände vor ihrem Antlitz: „Ist dir's ein wenig leid um mich, Michiza?“

Sie nickte etliche Male, und sachte streichelte er die Hände vor ihrem Antlitz.

Da ließ sie die Hände sinken, wandte sich jählings, klammerte sich an ihn und stieß heraus: „O Friedel — sie werden dir einen Speer in den Leib rennen!“

„Hoffentlich nicht!“ lachte er, faßte sie unterm Kinn und küßte sie schüchtern auf den bebenden Mund: „Süße Chizza!“

Willenlos lehnte sie an seiner Brust. Ihre Augen waren geschlossen, und mit halbgeöffnetem Munde stammelte sie: „Aber Friedel — aber — Friedel!“

„Du mußt mir deinen Schleier an die Lanze binden — hörst du? Den weißen Schleier mit den roten Tupfen, Chizza!“

Sie nickte, seufzte tief auf, schreckte zusammen, entriß sich seiner Umarmung und huschte an die Lüre.

„Chizza — bleib doch!“ rief er.

Unter dem Türbogen wandte sie sich und streckte abwehrend die Rechte gegen ihn. Er wollte zu ihr; doch er getraute sich nicht.

Der Widerschein des glühroten Abendhimmels leuchtete auf ihrem weißen Kleidchen, auf ihrem verweinten Gesicht und auf ihrem goldflimmernenden Haar.

Ein Kind war vor wenigen Stunden durch den Rundbogen in die Kräuterfammer getreten. Aber es war kein Kind mehr, das nun mit krampfhaft gefalteten Händen im gleichen Rundbogen stand, mit großen Augen auf den Geliebten sah und langsam sprach: „O Friedel — was haben wir getan!“

„Chizza, was denn?“ rief er schmeichelnd und suchte nach einem Scherzwort. Aber es fiel ihm nichts ein. Und so blieb er gehorsam stehen, bis die leichten Schritte verhallt waren auf den knarrenden Brettern des Wehrganges.

Dann besah er in Gedanken das Häuflein zerzupfter Leinwand und die wohlverschlossenen Töpfe mit Wundsalbe — und ging kirrend aus der Kammer.

Siebentes Kapitel

Die weißen Marmorfäulchen im Laubengange vor den Stuben und Kammern des Herrenbaues erglühten im roten Lichte. Denn schon staken die brennenden Fackeln in den Ringen und schickten qualmenden Rauch aus dem engen Schloßhofe zum wolkenlosen Abendhimmel empor. Reiter und Knechte drängten sich auf dem buckligen Pflaster.

Wild durcheinander klangen die Stimmen der Männer im Gemache des blinden Grafen. Zwischen hinein ward alles ganz stille, und es schien, als sollte sich nur die milde Rede der Gräfin behaupten. Dann aber wurde ihre Stimme wieder vom Streite der andern verschlungen.

Mit zögernden Schritten kam Michiza bis zur Türe. Hastig ging sie vorüber, trat in einen entfernten Bogen, schlang die Arme um das Säulchen, lehnte die heiße Wange an den kühlen Stein und starrte hinab in den Hof.

Im schwachbeleuchteten Gemache standen die staubbedeckten Söhne des Hauses mit den Lehnsleuten, und dicht vor den Stuhl des alten Herrn waren die beiden getreten in der Hitze ihres Streites, Graf Kunz und der Kote.

Mit ruhiger Stimme sprach der Greis, und schweigend standen die Gewappneten.

Endlich sagte der Tannhauser: „Und das — ist — Euer letztes Wort, gnädiger Herr?“

„Ich schätze, es ist kein Irrtum möglich,“ antwortete der Blinde mit Ruhe.

„Es ist schwer, sich zu beugen unter die Jugend, wenn man schon vor dreißig Jahren geritten ist im Morgenland und im Abendland,“ brachte der Kote mühsam heraus.

„Mein Sohn wird dich in allen zweifelhaften Fällen um Rat fragen und wird dir die Ehre geben, die dir gebührt,“ antwortete der Herr und wandte das Haupt fragend zum Grafen Kunz.

Der verneigte sich tief, verbarg ein frohlockendes Lächeln und sagte: „Gewißlich, Herr Vater.“

„Dann muß es sein,“ sprach der Tannhauser mit verzerrtem Gesicht.

„Es muß sein!“ wiederholte der Greis in gnädigem Tone. — — — — —

Noch immer stand Michiza neben ihrem Säulchen. Da ging eine Türe, und klirrende Schritte eines Gewappneten kamen den Gang herunter. Die Jungfrau wandte sich und sah die Riesengestalt des Tannhausers. Er kam gesenkten Hauptes mit wuchtigen Schritten heran, hielt die geballten Fäuste steif vor sich, klirrte achtlos vorüber, ging zur Freitreppe und stampfte hinab in den Hof.

Michiza öffnete die Kammer der Patin, setzte sich in das Fenster und sah hinaus auf den schweigenden Gräbertwald.

Nach einer Weile kamen viele Schritte den Gang herunter, die Türe ward geöffnet, und dunkle Gestalten traten auf den Teppich.

„Der Herr Vater hat nicht recht,“ sagte einer; „der Tannhauser ist ein Vierteljahrhundert älter als der Kunz; er hat gefochten im Abendland und im Morgenland. Es ist bitter für den Tannhauser, und ich — ich gehorchte ihm auch lieber als meinem Bruder.“

„Heilige Jungfrau!“ sagte die Gräfin. „Es läßt sich ja freilich streiten, ob der Herr Vater — ja — ob es klug ist vom Herrn Vater. Doch er ist der Vater. Und du, Johann, kannst nicht einmal heute den Groll vergessen. Hab's wohl gesehen, du gehst an deinem Bruder Kunz vorbei, als wenn er ein Fremder wäre.“

„Ist er mir auch,“ antwortete die trotzige Stimme des Grafen Johann.

„O die beiden, Frau Mutter,“ mischte sich nun eine hohe Stimme ein, „die beiden, Frau Mutter — o, wenn die wüßten, was Demut ist!“

„Horch — der Predigermönch!“ sagte mit Lachen Graf Karl.

„O du —!“ erhob sich abermals die helle Stimme. „Du —! Dir könnt's freilich nicht schaden, wenn du einmal auf eine Predigt hören wolltest.“

„Luß!“ mahnte die sanfte Stimme der Gräfin.

„Es ist ein Ekel, Frau Mutter,“ behauptete Graf Luß in den höchsten Tönen; „da wollen sie über-

morgen ausfahren, jetzt aber reden und leben sie — ja, leben sie, Karl — wie die Heiden.“

„Was kümmert's dich, wie ich lebe, du Splitterrichter?“ brauste Graf Karl auf.

„Wir gefallen alle uns selber wohl, drum ist die Welt der Toren voll,“ sagte nun einer in der Ecke, der bislang geschwiegen hatte.

„Dein Freidankspruch geht auf mich, Dieß,“ sagte Graf Luß. Aber höre, ich weiß auch einen:

Ich mißfalle manchem Mann,
der mir auch nicht gefallen kann.“

Damit beugte er das Knie vor der Mutter, wandte sich abermals gegen die Ecke und sagte halblaut:

„Wirf deine Perlen vor die Schwein'
und guck, wie lang sie blinkend sein!“

Nun ging er aus der Türe.

„Ist also der demütig, Frau Mutter?“ sagte Graf Heinz, während die andern lachten.

„Heilige Jungfrau!“ klagte die Gräfin. „Ist es nicht schrecklich? Da wollen sie zusammen reiten in Not und Tod —“ Sie schluchzte laut auf.

„Frau Mutter!“ rief Karl und griff nach ihrer Hand.

„— in Not und Tod und sind uneins,“ vollendete sie.

„Der und jener mit dem und jenem,“ sagte Graf Johann gleichmütig, „wie's halt zuzeiten vorkommt unter Brüdern.“

„Und die Feinde —?“ rief die Gräfin klagend.
„Die Feinde?“ rief Johann. „Wir wollen's ihnen zeigen!“

„Stein und Bein gegen unsre Feinde!“ grollte Diez.

„Recht so, das dächt' ich auch!“ sagte Karl.

„Laßt Euch trösten, Frau Mutter,“ sprach Heinz. „Haben wir nicht alles liegen und stehen lassen und sind gekommen auf den Ruf des Vaters? Der eine aus seinem Dienst, der andre von einem andern Ort? Sind wir nicht alle gekommen von Morgen und Abend und Mitternacht? Und fragen wir viel — warum? Höret, Frau Mutter: die Zweiglein schlagen zusammen im Winde und wachsen dennoch vom gleichen Stamme der Sonne entgegen. Und die Wellen im Bach hüpfen auch übereinander, drängen sich und murmeln widereinander — und treiben doch alle das nämliche Rad.“

„Mir ist heiß im Sturmgewand — sehr heiß,“ sagte nach einer Weile Graf Karl. „Hat die Frau Mutter noch etwas zu befehlen?“

Er beugte das Knie und ging aus der Stube. Die andern folgten ihm nach.

„Johann —!“ rief die Gräfin bittend, als der Letzte auf die Schwelle trat. Da kam Graf Johann gehorsam zurück und schloß die Türe.

„Johann —!“ Die Mutter trat ganz nahe vor den großen Mann und hielt ihm die gefalteten Hände unter die Augen: „Ich flehe dich an, mach

Frieden mit deinem Bruder Kunz — ehe ihr ausfahret!“

Der Graf wich zurück, hob die Hand vor den Mund, hustete ein wenig und meinte dann bedächtig: „Ei — sagt's doch dem Bruder!“

„Ich hab's ihm gesagt und werd' es ihm wieder sagen und wieder,“ kam die hastige Antwort zurück.

„Und wie hat er Euch beschieden?“ fragte Graf Johann und faßte die Klinken.

Die Gräfin seufzte. „Wortwörtlich wie du.“

„Da seht Ihr, Frau Mutter, daß wir einig sind in unsern Gedanken!“ lachte der Sohn, beugte das Knie und ging hinaus.

Mit gekreuzten Armen und gesenktem Haupte stand die Gräfin sinnend in der Dunkelheit. Nun stand Michiza auf und kam leise aus ihrem Fenster in die Stube herab.

„Du hier?“ fragte die Patin mit klangloser Stimme und wandte sich nicht.

Michiza schlang die Arme um ihren Nacken und legte das Haupt an ihre Wange.

„Die tollen Jungen!“ murmelte die Gräfin. „Aber du hättest's nicht hören sollen.“

Es pochte an der Türe. Schweigend brachte die alte Kunne eine brennende Ampel und ging schweigend wieder hinaus.

„Thizza,“ sagte die Gräfin, „es ist doch gut, daß du hier bist. Nimm deine Kote und geh zum Herrn Paten hinüber.“

Wortlos nahm das Kind die Kote von der Wand und verließ das Gemach.

Es war stille geworden im Schloßhose. Leise öffnete die Jungfrau die Türe zum Gemach des alten Herrn und trat ein. In der Ecke glühte die rote Ampel und warf schwaches Licht auf das kleine Heiligenbild. Im tiefen Dämmerlichte saß der blinde Graf zusammengesunken in seinem Armstuhl.

„Ihr seid allein, Herr Pate?“ sagte Michiza, schob einen Schemel neben den Armstuhl und ließ sich nieder.

Der Blinde hob tastend die Hand, fuhr liebesend über ihren Scheitel und schwieg. Nach einer Weile fragte er: „Hast du die Kote bei dir?“

Sie strich zur Antwort über die klingenden Saiten.

„Sing mir ein Lied!“ befahl der Graf. „Ein frohes Lied!“

Michiza stand auf und ging in ein Fenster. Leise Akkorde erklangen unter ihren spielenden Händen. Dann begann sie mit gedämpfter Stimme zu singen. Der Blinde senkte das Haupt auf die Brust und lauschte den Tönen — — —

Sie hatte geendet.

Nach einer Weile seufzte sie tief auf, kam langsam zurück und begann mit zögernder Stimme: „Herr Pate —“

„Was willst du, Kind?“

„Herr Pate, wenn nun Eure Söhne ausfahren — Herr Pate, die Säger wissen von Heiltüchern, die man den Helden mit auf die Reise gibt — Herr Pate?“

„Heiltücher?“ Der Blinde tat, als besänne er sich. „Es gibt unterschiedliche Heiltücher — neue, die man beim Pfaffen kauft, und alte, uralte.“ Er schwieg. Aber nach einiger Zeit fragte er liebevoll: „Willst du solch ein Heiltum sehen, mein Kind?“

Eifrig bejahte Michiza und preßte die Hand aufs Herz.

Der alte Herr suchte lange in seinem weiten Gewand. Endlich kam seine Linke mit einem winzigen Bündel zurück.

„Es gibt uralte Heiltücher, ich weiß, Herr Pate,“ flüsterte Michiza und verfolgte im Dämmerlichte die Bewegungen des Greises.

„Nach Licht!“ befahl dieser.

Da ging Michiza in die Ecke, löste die Kette, ließ die ewige Ampel herab, entzündete an ihrem Flämmchen eine Kerze und steckte sie auf den Leuchter. Das Kettlein klirrte und die Ampel schwebte wieder empor. —

Auf dem Tische neben dem Armstuhl des Blinden stand die brennende Kerze. Auf dem Schemel kauerte die Jungfrau und sah unverwandt auf die runzeligen Hände, die von dem seidenen Bündlein die Schnur lösten.

„Was habt Ihr da, Herr Pate?“ fragte sie schüchtern.

„Ein kostbares Heiltum, Kind,“ antwortete der Greis und entfaltete das Bündel. „Es ist seit vielen hundert Jahren im Haus Castell.“

Regungslos lauschte das Mägdlein.

Der Blinde hielt nun einen kleinen grauen Stein zwischen Daumen und Zeigfinger. „Er ist mehr wert als ein Dorf,“ murmelte er. „Ei, was — ein Dorf!“ setzte er mit leisem Lachen hinzu. Er legte den Stein in die hohle Rechte und rieb ihn mit der Linken. „Siehst du das heilige Zeichen, Michiza?“

Die Jungfrau war von ihrem Schemel herabgeglitten und kniete vor den Alten, hielt den Atem an und starrte mit offenem Munde auf den Stein. „Es ist ein Hämmerlein darein gegraben,“ flüsterte sie nach einer Weile.

„Der heilige Hammer,“ sagte der Greis mit Nachdruck. „Es ist ein uraltes Heiltum, und wer es trägt, der ist gefeit gegen Hieb und Stich und Schlag.“

„Und wer von Euern Söhnen wird ihn tragen, den Stein?“ flüsterte Michiza und blickte scheu in die erloschenen Augen.

„Einer,“ antwortete der Greis und schlug die Seide um das Kleinod. „Leg's in die Truhe, in die große Truhe zur Rechten am Fenster, mein Kind!“

Michiza stand auf und tat schweigend nach seinem Befehl.

„In das Kästchen, das obenauf liegt,“ rief ihr der Alte nach.

„In das Kästchen, das obenauf liegt,“ wiederholte Michiza mit klangloser Stimme.

„Kannst du den Deckel nicht heben?“ rief der Alte ungeduldig.

„Der Deckel ist schwer,“ flüsterte Michiza.

„So bring mir's wieder, das Heiltum!“ befahl der Graf und erhob sich.

„Die Truhe ist offen,“ rief die Jungfrau, und ihre Stimme bebte.

„Bring mir's!“ befahl der Blinde zum zweitenmal und stampfte.

Klirrend fiel der Deckel auf die Truhe, lautlos kam Michiza über den Teppich gegangen.

„Gib her!“ rief der Alte und streckte ihr die Hand entgegen.

Ihre Finger zitterten, ihr Antlitz war angstvoll verzerrt, als sie das Bündel in seine Hand legte. Aber der Blinde schob es sogleich in das Gewand und setzte sich in seinen Stuhl.

Die Küchenglode erklang. Da erhob sich der Graf. Michiza blies das Licht aus und griff nach der Hand des Paten, öffnete die Türe und geleitete ihn zum Gemache der Gräfin. Dort stand ein Knabe mit brennender Wachskerze und wartete. Vom Küchenbau herüber drang das murmelnde Gebet der Keisigen und des Gesindes. Die Gräfin trat auf die Schwelle ihres Gemaches und legte schweigend die Hand in den Arm des Blinden. Der Knabe

hob die Kerze und schritt vorauf; hinter dem Paare kam Michiza mit gesenktem Haupte, wie es die Sitte gebot.

Sie betraten den Herrensaal, wo die Söhne und die Lehnsleute warteten; sie gingen durch die Reihen und dankten mit Kopfnicken für die Kniebeuge; sie stiegen die Stufen empor zu dem erhöhten Tische der Herrschaft. Der Burgkaplan sprach mit gedämpfter Stimme das Gebet, und rauschend ließen sich alle zur Mahlzeit nieder.

Weit offen standen die Holzladen der Fenster, und dennoch war es dumpf und schwül im geräumigen Saale. Auf den Steinplatten des Fußbodens lag frischgeschchnittenes Gras, Blumen dufteten auf den Tafeln, viele Kerzen brannten auf den hängenden Keisen und an den Wänden, und dennoch war es freudlos und düster im Saale. Der Wein war alt und stark, und die Speisen waren gut. Aber schweigend saßen die Herrenleute an ihrem Tische, und schweigend saßen die Mannen an ihren Tafeln. Nur dann und wann flüsterte einer mit seinem Nachbar.

„Ich bin bei manch einem frohern Leichenschmause gefessen,“ raunte Kunz von Sedendorf dem Seinsheim zu, der mit ihm von derselben Platte gabelte.

„Ausfahrt müßte ein Fest sein!“ gab dieser kauend zurück.

Achtes Kapitel

Es war spät am Abend, und wer schlafen durfte, der schlief. Lang ausgestreckt lagen auch die ermüdeten Rosse auf ihrem Stroh. Nur die Wächter ließen sich hören, sie spähten hinaus in die Mondnacht, sie riefen einander zu, sie schritten auf und ab über die Bretter der Wehrgänge, und es klang dumpf und hohl unter ihren Tritten.

Vor dem Armstuhl der Mutter, im schwach erleuchteten Gemache, kauerte auf einem Schemel Graf Luß.

„Das war damals vor zwölf Jahren, Frau Mutter. — Laßt mich, Frau Mutter, es muß alles vom Herzen herunter, ehe wir ausfahren. O, ich weiß es noch wie heute, und meine Lüge brennt mich, als hätt' ich sie gestern gesagt.“

„Aber Luß!“ Die Herrin beugte sich herab und strich lieblosend über seine Haare.

„Könnt Ihr mir diese Lüge vergeben?“ fragte Luß und sah erwartungsvoll zu ihr empor.

Frau Imma lächelte wehmütig: „Alles, alles vergeb' ich dir, mein lieber Luß.“

„Wirklich, Frau Mutter?“ Nun atmete er tief auf und wandte das kleine gebräunte Antlitz zur Seite. Das Flämmchen der Ampel warf ungewisses Licht auf seine vergrämten Züge. „Sünde auf Sünde fällt mir ein.“

„Du wirst sie beichten,“ sagte die Mutter.

„Beichten,“ wiederholte er nachdenklich; „ja wohl, beichten. Wie ist's aber, wenn mir nach der Beichte, beim Reiten, wieder neue Sünden einfallen, Frau Mutter?“

„Alle Sünden, auch die vergessenen mußt du dem Priester beichten,“ riet Frau Imma und nahm das Haupt des Bekümmerten zwischen ihre Hände.

„Wie ist doch ein jeder so anders geartet — ein jeder von uns Brüdern!“ murmelte Graf Luz nach einer Weile. „Frau Mutter, mir graut vor ihrer Ausfahrt. Da ist der Kunz. Seit er eingeritten ist, sitzt er täglich eine Stunde beim Pfaffen und läßt seine Habe aufschreiben, sagt ihm in die Feder, wer's erben soll.“ —

„Der tapfere Kunz — er ist ein Haushalter,“ erwiderte die Mutter nicht ohne Stolz.

„Gewiß, er hat noch keinen Heller vergeudet; aber ich fürchte, seine Seele ist geknechtet vom Geiz.“

Die Mutter schwieg.

„Da ist der Heinz,“ fuhr Graf Luz fort. „Wie hat ihn der Allmächtige gesegnet mit Gaben des Geistes!“

„Und wie schöne Lieder weiß er zu setzen! Und wie klug spricht er!“ unterbrach ihn die Gräfin.

„Lieder?“ fuhr Graf Luz auf. „Ja wohl, Liebeslieder, Weiniieder, Schelmenlieder! Und klug? Ja wohl, aber all seine Klugheit ist nur für Frau Welt. Hat er schon jemals ein Lied zu Ehren der heiligen Jungfrau gesungen —?“

„Er preist dennoch Gott den Herrn in seinen Liedern,“ behauptete die Mutter. Und flüsternd setzte sie hinzu: „O, ich kenne Lieder von ihm —“

Mit strenger Miene unterbrach sie Graf Luz: „Ich bin dennoch besorgt um das Heil seiner Seele. Die beiden, der Heinz und der Karl — Frau Mutter!“ Raunend fuhr er fort: „Bin gestern früh den Fahrweg zwischen den Planken hintergegangen. Draußen vor dem letzten Zaun unter den alten Eichen auf dem Wall, Ihr wißt doch, ist der Heinz auf dem Rücken gelegen; vor ihm sitzt sein Knabe mit der Schreibtafel, nicht weit von ihm steht Karl. Frag' ich: ‚Was treibt ihr da?‘ Brummt der Heinz und kichert der Knabe. Der Karl aber verhöhnt mich: ‚Er setzt mir ein Lied für meine Holde, andächtiger Herr Bruder, Bischof im Lande der Ungläubigen, und wir müssen uns sputen, weil das Singerlein heute noch laufen soll mit dem Lied über Berg und Tal.‘ Verführt mich der Kuckuck, daß ich bleibe. Frau Mutter —!“ Graf Luz schlug die Hände zusammen. „Ich müßte mich schämen, wenn ich's sagen sollte; der Heinz aber hat es dem Singerlein in den Griffel gesummt. Vom Küssen und von roten Lippen hat er gesummt, und der Karl hat's nachgebrummt — da bin ich entflohen.“

„Ich kann mir's denken, daß ihnen die Mägdelein gut sind, dem Karl und dem Heinz,“ seufzte Frau Imma. „Die Welt wird nicht müde zu loden.“

„Dann wappne man sich mit allerlei Tugend!“

rief Luß. „Wenn ich denke, wie sich die Brüder zur Ausfahrt rüsten, so graut mir, Frau Mutter. Da ist der Johann. Vorgestern war er voll, gestern war er voll —“

Die Herrin erhob sich und ging an das mond- helle Fenster: „Voll? Mag sein, und Gott verzeih' es ihm. Aber ohne Falsch ist er und tapfer ist er —. Ich schätze, Luß“ — sie trat ins Fenster und blickte hinaus — „ich schätze,“ sagte sie langsam und mit Betonung, „du solltest barmherziger sein gegen die Brüder —“

„Bin ich's doch auch nicht gegen mich selbst, Frau Mutter!“

„— und solltest ihre Tugenden nicht vergessen über ihren Fehlern —“

„Seht meinen Rücken an, Frau Mutter, wie er narbig ist von Geißelhieben,“ kam's vom Schemel herüber. „Und bedenkt, wie ich faste —“

„— und solltest ihre Fehler bedecken mit barm- herziger Liebe, wenn du von ihnen sprichst!“

„Frau Mutter!“ Graf Luß stand auf von seinem Schemel. „Gott soll mich strafen in seinem Zorn, wenn ich vor Fremden rede von ihren Lastern —“ Er kam näher heran. „— aber Euch muß ich sagen, was mich quält; denn Ihr allein, Ihr allein könnt reden mit den Stolzen, und Euch allein hören sie vielleicht.“

Die Gräfin seufzte.

„Tag und Nacht, Frau Mutter, verzehrt mich

die Angst um ihre Seelen und um meine Seele. Und oft fahre ich des Nachts empor und sehe uns Sieben in den Flammen. Uns Sieben und mich mitten unter ihnen.“

Er stand nun dicht vor der Mutter. Da legte diese die Hand auf seinen Scheitel.

„Der Angstschweiß bricht mir aus der Stirne, wenn ich also wachend auf meinem Bette sitze. Frau Mutter —“ seine Rede wurde zum Flüstern — „es ist ein böser Handel, und es klingt mir allzeit ein Wort in den Ohren, das heißt Simonie. Frau Mutter, was dünkt Euch um Christi Wort: steck das Schwert ein — Frau Mutter? Wir aber, fahren wir nicht aus und greifen in den Schacher ein und kämpfen in zwiespältiger Wahl, und ist Frau Welt, Frau Welt, allüberall Frau Welt, wohin ich schaue.“

„Solltest du den Vater meistern und die Brüder verlassen?“ fragte die Mutter, hob sein Kinn und sah in seine Augen.

„Verlassen? Jawohl, Frau Mutter, ich sollte sie verlassen.“

„Luß —!“

„Versteht mich, Frau Mutter, ich sollte, aber ich kann nicht.“ Er stampfte. „Da ist ein Angelhaken, an dem hat mich Frau Welt.“ Er stampfte. „Ich weiß, sie höhnen mich, weil ich niemals zum Lanzen- brechen reite. Und sie sagen: Wie kann der reiten im Ernst, wenn er sich nicht finden läßt im Schimpf?“ Er stampfte. „Ich darf ja doch nicht

gegen die Gebote der Kirche. Aber nun will ich's ihnen zeigen. O, ich fürchte den Tod nicht, so wenig wie ihren Hohn. Und sie sollen mich nimmer höhnen!" Erschöpft hielt er inne.

"Armer Luz!" sagte die Gräfin.

"Der Herr Vater hat mich gerufen," fuhr der Jüngling fort, „und also hab' ich zu reisen. Ist's Sünde, dann fällt's auf sein Haupt. Seht, Frau Mutter," — hastig wischte er über die Stirne — „schon wieder der Angstschweiß! Gut, daß die Brüder nicht da sind — sonst hieße es, der Luz hat Angst vor dem Sterben!" Verächtlich wiederholte er: „Angst vor dem Sterben!" Dann schlich er mit gesenktem Haupte aus der Türe.

*

Er schlich durch dunkle Gänge, über finstere Treppen in die kleine Schloßkapelle.

Die gemalten Fenster des Chörleins leuchteten im Mondenscheine, das ewige Licht glühte vor dem Hauptaltar. Aber zwischen den dicken Säulen des Schiffes war's dunkel.

Graf Luz ging hastig an einen Seitenaltar, warf sich auf die Knie, preßte die Stirne auf die unterste Stufe und betete.

Nach einiger Zeit ward die Türe abermals geöffnet. Männerschritte kamen zwischen den Säulen heran, mit einem tiefen Seufzer kniete einer inmitten des Schiffes auf die Steinplatten.

Regungslos lag Graf Luz vor seinem Altar in der Dunkelheit.

Nach einer Weile begann der andre mit dumpfer Stimme:

„Mir ist, als wär' es zum letzten Male, mir ist, als neigte der Weg sich zu Tale, als wollte auf all mein Fühlen und Denken die Nacht sich leise hernieder senken.

Ich spänne so gerne noch weiter das Leben, das du, Gottvater, mir selber gegeben — doch hab' ich dir gar nichts vorzuschreiben, möchte nur immer dir nahe bleiben.

Verlaß mich nicht auf dieser Erden, wenn böse Tage kommen werden, und sei mir nahe mit deiner Gnade, wenn sich verwirren die Erdenpfade.

Und wenn ich versinke in Nacht und Grauen, dann laß mich, Herr, dein Antlitz schauen — und gib mir, wenn ich hienieden erbleiche, die schlechteste Wohnung in deinem Reiche.“

Graf Luz zitterte am ganzen Leibe, und tonlos bewegten sich seine Lippen: „Heinz —!“ Aber er rührte sich nicht, während der andre seines Herzens Gedanken ausschüttete in der Dunkelheit der Kapelle:

„Ihr Heiligen alle und du, Gnadenmutter, wollest mich hören. Weiß wohl, sie hat mich hin und her gerissen, Frau Welt. Weiß wohl, bin schwach gewesen und hab' mich lassen zerren. Hab' das Gute gekannt und hab' das Böse getan. Kann mich nicht trösten mit Unwissenheit. Kann euch nur bitten, tröstet mich, ihr Heiligen. Darf meine Augen nicht heben zu euch, denn ihr seid rein und unbefleckt die schmutzige Lebensstraße gezogen — ich aber habe ein schmutziges Kleid. Muß nun reiten in Kampf und Not, weiß nicht, vielleicht in bitterm Tod. Hab' keine Angst vor Kampf und Not und Tod, allein mein schmutzig Kleid tut mir sehr leid. Schäme mich und fürchte mich. Fürchte, sie werden mich aussperren. Ihr Heiligen und du, Gnadenmutter, sagt's doch dem Herrn, wie bitter leid mir's tut. Erinnert ihn daran, daß er einst dem armen Schächer an seiner Seite Trost gespendet hat, und der ist fröhlich von hinnen gefahren. Sagt's ihm doch, dem Herrn, der Heinz hat keine Angst vor Kampf und Tod, ihn ängstet nur sein schmutzig Kleid.“

Mit einem leisen Seufzer erhob sich der betende Mann und ging auf den Fußspitzen aus der Kapelle.

Regungslos blieb Graf Luß auf seinem Antlitz liegen und wartete, bis die Schritte verklungen waren. Dann richtete er sich auf, fuhr mit beiden Händen in sein wirres Haar, raufte es und schwankte zwischen die Säulen. Wo der andre gekniet hatte, warf auch er sich auf die Steinplatten, rang die

Hände und stöhnte. Und er ward vom Ankläger ins heilige Land getragen und im Tempel niedergesetzt. Da mußte er die beiden sehen, von denen das Evangelium erzählt: den Satten, der dem lebendigen Gott sein armselig Fasten und Almosengeben vorrechnet, und den Hungrigen, den der Satte verachtet. Und er glaubte es ganz deutlich zu sehen: der Satte war er und der Hungrige war Heinz.

Neuntes Kapitel

Es war die Nacht vor der Ausfahrt, und in tiefem Frieden lag die Burg.

Nichiza erhob sich von ihrem Bette, schlüpfte in das Gewand, griff unter ihr Kopfkissen und ging leise aus der Kammer. Krampfhaft umspannte die zitternde Hand das wundersame Kleinod.

Ganz stille war's in der weitläufigen Burg. Das Fräulein huschte den Laubengang hinunter, über die Schatten der kurzen, dicken Säulchen, die schräg auf dem roten Ziegelpflaster lagen. Kein Lufthauch regte sich. Eine Kette klorrte drüben über dem mondhellen Hofraum, und Nichiza schrak heftig zusammen. Ein Rind brüllte dumpf auf im Stalle neben dem Küchenbau.

Sie war an das Ende des Ganges gekommen und lief die enge, finstere Wendeltreppe hinan. Sie öffnete leise die Türe und stand im Kammerlein der alten Gürtelmagd.

„Kunne —?“ rief sie in den mondbeschienenen Raum.

„Jungfrau?“ antwortete die Alte vom Fenster herüber.

„Ei, Kunne, du läßt den Laden offen stehen? Zu nachtschlafender Zeit, wo doch die Herren der Luft umherfliegen wie Fledermäuse?“ sagte sie ängstlich.

Kaum hörbar lachte die Alte und beugte sich weit aus dem Fenster. „Ich fürcht' mich nicht. Aber kommt her zu mir, Jungfrau,“ flüsterte sie.

Zaghaft stieg Michiza die Stufe empor.

„Da gucket —!“ raunte die Magd und wies hinab in den Hof. „Sehet Ihr's nicht?“ fragte sie geheimnißvoll.

„Was denn?“

„Da sind nun richtig die sieben Entlein hintereinander über den Hof gegangen, Jungfer. Grad so, wie's sein muß.“

„Komm, Kunne!“ flüsterte das Mägdlein aufgeregt und zerrte die Alte am Kleide. „Was kümmern uns die Entlein?“

Die Gürtelmagd schüttelte den Kopf und blickte unverwandt in den Hof hinunter: „Was uns die Entlein kümmern? Ei, Jungfer, die sieben weißen Entlein mit den schwarzen Köpfen?“ Sie umklammerte den Arm des Kindes und wies mit der ausgestreckten Linken hinunter: „Nun sitzen auf dem Brunnenrand noch ihrer zwei — seht Ihr's denn nit?“

Angestrengt spähte Michiza in die Tiefe. Dann sagte sie: „Kunne, der Brunnen steht doch im Schatten; 's ist nichts zu sehen. Kunne, du träumst!“

„Und jetzt ist das letzte Entlein im Brunnen verschwunden,“ raunte die Magd. „Und jetzt“ — sie schüttelte sich — „jetzt, Jungfer, möcht' ich nicht stehen draußen in den Wiesen am Grundlosen Loch.“

„Kunne!“ Michiza zerrte an ihrem Arm. „Komm, Kunne, mach den Laden zu!“

Bedächtig schloß die Alte den Laden. Nur spärlich fiel das Mondlicht durch die herzförmigen Ausschnitte in die Kammer.

„Als Entlein gehen sie hinein in den Brunnen, die Sieben, und als Schwäne kommen sie drüben im Grundlosen Loch wieder heraus. Und dann steigen sie ans Ufer — und dann — —“ Geheimnißvoll schloß sie ihre Rede: „Dann sitzen sie und spinnen im Mondlicht. So ist es damals gewesen, so wird's auch heute sein.“

„Hast du dich besonnen?“ fragte Michiza.

„Hab' mich besonnen, Jungfrau. Ist mir aber noch nichts eingefallen.“

„Macht nichts, Kunne!“ Mit zitternder Hand hielt Michiza ihr Kleinod empor, mit bebender Stimme rief sie: „Kunne, nun hab' ich ein Heiltum.“

„Vom Herrn Kaplan?“ erkundigte sich die Magd neugierig.

Michiza trat zurück und versteckte die Faust in den Falten ihres Gewandes.

„Ein starkes Heiltum,“ sagte sie mit unsicherer Stimme. „Und Kunne, du hilfst mir?“

„Wenn ich kann, Jungfer.“ Die Alte gähnte.

„O, du kannst, Kunne. Gelt, Kunne, du holst mir — Kunne, wo muß man's einnähen — — weißt du's?“

„Ob ich's weiß! In das Seidenhemd, das sie unter der Brünne tragen, die Mannsleut, grad über dem Herzen, Jungfer.“

„O gelt, Kunne, du bringst mir das seidene Hemd auf der Stelle!“ flehte Michiza.

„Von wem —?“ Die Magd hustete ein wenig. „Verzeiht, ich hab's vergessen.“

„O Kunne!“ Die Jungfrau wandte sich ab und schludte verlegen.

„Vom Jungherrn Friedel, gelt?“ sagte die Alte.

„Jetzt weiß ich's auf einmal wieder. Wenn er nun aber aufwacht, der Jungherr, und schreit Dibio, und rennen die Leut zusammen?“

„O Kunne!“

„Bleibet! Will schauen, ob ich's kriegen kann.“ Damit ging sie.

Das Kind setzte sich auf das Bett und lauschte. Die Thür stand offen.

Nach langer Zeit kam die Alte wieder mit schlurfenden Schritten zur Wendeltreppe. Michiza sprang auf und lief hinaus. „Hast du's, Kunne?“ fragte sie mit halblauter Stimme hinunter in die Finsternis.

Lichtschein drang empor aus der Tiefe.

„Sie hat's!“ rief die Jungfrau und riß ihr das seidene Gewand vom Arme.

„Bsch, bsch!“ mahnte die Alte und stellte die brennende Kerze auf den Tisch. Und heftig schnaufend berichtete sie: „Zu viert schlafen die Jungherrn in seiner Kammer — der Karl, der Diez, der Heinz. Ja, es geht eng her in der Burg.“

„Ist's auch gewiß fein Gewand?“ fragte Michiza ängstlich.

„Es sieht gar wüß aus in der Kammer. Überall liegen die Kleider,“ sagte die Alte.

„O Kunne —!“

„Die von den andern, Jungfrau, von den drei andern. Aber was das Kind — der Jungherr Friedel ist, der hat seine Kleider fein säuberlich an den Pfosten neben sein Lager gehängt.“

Erleichtert atmete Michiza auf. „Und jetzt hilf, Kunne, und gib mir die Seide.“

Brummend kramte die Magd in ihrem Nähzeug. „Mit Seide, Jungfrau?“

„Freilich, Kunne, freilich.“

„Macht aber das Bäuschlein so klein, daß er's beileibe nicht merkt, und näht es zwischen die Falten,“ mahnte die Magd.

Eifrig nähte das Kind.

„Wo Ihr nur das Heiltum so geschwind bekommen habt?“ fragte Kunne nach einer Weile neugierig.

Nichiza schwieg. Endlich sagte sie halblaut:
„Wenn nun, Runne — wenn nun einer — ich
meine nur — wenn etwa einer ein Heiltum —.“
Sie stockte. „Wenn einer ein Heiltum, das ihm
nicht gehört —?“

Leise lachte die Alte: „O, ich versteh' Euch. Aber
seid ohne Sorge. Ich denk' mir, Heiltum bleibt
Heiltum, ob's nun einer gekauft oder —“ Nun
stockte auch sie. „— oder gefunden hat.“

„O gelt, Runne!“ rief die Jungfrau und atmete
tief auf.

*

Im Frieden der Mondnacht schlief der weite
Gau, im silbernen Lichte lagen die Weingärten,
die Felder und Wiesen. Nur zuweilen kam von den
dunkeln Waldbergen der klagende Ruf eines Käuz-
leins herüber, nur zuweilen lockte draußen zwischen
den Sümpfen ein Wasservogel. Es blinkte kein
Licht mehr aus den Fenstern des Grafenschlosses.

Im Schatten der Eschen und Erlen lag der
kleine runde Weiher, und sein grünliches, un-
bewegtes Wasser spiegelte den vollen Mond.

Geräuschlos schwammen im Kreise über der un-
ergründlichen Tiefe die sieben Schwäne. — — —

Sieben Frauen stiegen ans Ufer; und es fielen
die Tropfen aus ihren Federkleidern zurück in die
Flut. Sie setzten sich schweigend in den Schatten
der Bäume um das Grundlose Loch, stießen ihre
Köcke in den Wasen und begannen zu spinnen.

Feiner Nebel kam aus den Wiesen und kroch nahe
am Boden hin. Wie weißes Linnen breitete sich
der Nebel über die Fläche.

„Heute mir, morgen dir!“ raunte die erste und
erhob das uralte Antlitz zum goldenen Monde
empor.

„So muß es sein, weil's immer so gewesen,“
raunte die zweite.

„Und wird so sein bis ans Ende der Tage,“
raunte die dritte und wandte das jugendliche Ant-
litz traurig hinüber zu den schimmernden Mauern
des Schlosses Castell.

Dann aber sangen sie leise zu siebt im Schatten
der Bäume am Grundlosen Loch unter dem stillen
Mond:

„Sie liegen
und schlafen,
wir wachen
und sichten
die Sachen
und richten
und strafen
und lohnen.
Sie haften
und jagen;
sie rasten,
sie jagen —
wir sinnen,
wir spinnen,
und eh sie's gedacht,
über Nacht, über Nacht
ist alles vollbracht.“

Es klang nicht wie Menschenstimmen, es klang nicht wie Blättergeflüster. Unirdische saßen und raunten und warfen die Spindeln.

Und mit leisem Achzen riß ein Faden nach dem andern, und mit leisem Lachen tauchte eine nach der andern zurück in die dunkelgrüne Flut.

Zuletzt saßen nur noch zwei von den Sieben am Ufer und raunten und spannen und spannen.

Der Rebel stieg höher und höher und verschlang ihre schimmernden Leiber.

Zehntes Kapitel

Unter den Strahlen der Morgensonne erglüheten die kleinen buntbemalten Chorfenster, und matt leuchtete die Doppelreihe der weißen, wuchtigen Säulen im Schiffe. Kopf an Kopf standen die Herren und Mannen in der engen Burgkapelle.

Paarweise schritten sie zum Altare, knieten nieder und empfingen vor der Ausfahrt den Leib des Herrn. Und zwischen dem ersten Paare schritt die hohe Gestalt des Blinden.

Auf ihrem Betchemel, unter dem schweren Holzkreuz vorn an der ersten Säule, kniete die Gräfin. Sie hatte die Stirn aufs Pult gelegt, und das Pergament ihres Gebetbuchs wurde naß von den Tränen, die zwischen ihren gefalteten Händen hervorquollen. Regungslos verharrte sie, als die

heilige Handlung zu Ende war, als die Ihrigen unter den scharfen Klängen der Orgel die Kapelle verließen.

Der Weihrauch hing in Schleiern vor den glühenden Fenstern, und im grauen Dunste verschwamm die Gestalt des Gekreuzigten. Weltverloren kniete die Mutter der Sieben auf ihrem Schemel.

An der Ausgangstür aber stand, auf das Kreuz seines Schwertes gestützt, der Tannhauser und wartete.

Es war feierlich still in dem dumpfen Raume. Gedämpft, aus weiter Ferne, drang zuweilen etwas vom Geschrei der Knechte herein. Trübe brannten die Kerzen auf dem Altar.

Ein tiefer Seufzer kam von den Lippen der betenden Frau. Langsam erhob sich die gebeugte Gestalt, eine zitternde Hand raffte das wallende Gewand und müde Schritte bewegten sich dem Ausgange zu.

Der Tannhauser hüstelte ein wenig und trat der Herrin in den Weg.

„Ihr habt mir zu warten befohlen, Frau Gräfin,“ sagte er mit heiserer Stimme. „Hier bin ich.“

Die Herrin hob das Haupt und sah dem Riesen mit schwimmenden Augen ins rote Angesicht. Sie drückte den kleinen silberbeslagenen Psalter an die Brust und versuchte freundlich zu lächeln. Aber es wollte ihr nicht gelingen, und eine schwere Träne